

Im Wonnemonat Meier oder Mein Weg ins käufliche Paradies

Immer nach den Eisheiligen suchen die Menschen im Gartencenter

ihr sommerfrisches Heil. Winterhart, bitte.

Von Richard Reich

Mit dem Gärtnern ist es ein wenig wie mit dem Lesen. Oder wie mit dem Kochen, mit dem Skifahren, der Sprache. Entweder man hat es früher daheim gelernt, oder man lernt es nie. Man kann sich die Theorie der Gartenarbeit aneignen und auch das rein technische Können: wie man am besten jätet, züchtet, düngt. Doch immer wird diesem nachträglich angelernten Können ein Hauch des Künstlichen anhaften. Es fehlt dem Ganzen an Verinnerlichung. Man mag vielleicht Tag und Nacht gärtnern, ist aber deshalb noch lange kein geborener Gartenfreund.

Da, wo ich aufwuchs, war kein Garten: Backstein-Wohnblock, pure sechziger Jahre, vierter Stock. Gut, wir hatten einen Balkon, ja sogar eine Terrasse, welche andere Mieter in eine «grüne Oase» verwandelt hätten. Aber dazu fehlten meinen Eltern Zeit und Lust. Mutter begnügte sich, ein paar Betontröge mit unzerstörbaren Nadelhölzern aufzustellen, Vater konnte ohnehin kaum Primel von Begonie unterscheiden. Pflanzen waren in meiner Kindheit und Jugend einfach kein Thema. Und so spielt auch da, wo ich heute wohne, das Grüne bloss eine eher unbedeutende Rolle.

Gut, es gibt auf unserem kleinen Dachgarten inzwischen immerhin ein Dutzend verschiedene Gewächse: Clematis, Lorbeer, Buchsbaum, Lavendel... Doch selbst diese «üblichen Verdächtigen», die dank ihrer Bedürfnislosigkeit im urbanen Balkondschungel zu Tausenden anzutreffen sind, bleiben mir irgendwie fremd. Ich begegne diesen stummen Mitbewohnern auch nach jahrelangem Zusammenleben noch mit nervösem Respekt, nicht mit familiärer Anteilnahme. Zupfe ich einer Margerite die verblühten Köpfe ab, schäme ich mich ob des brutalen Übergriffs (obschon sich laut dem *Bunten Blumenbuch* dadurch Blühzeit und Blühkraft verbessern sollen). Typisch Garten-Greenhorn.

Dessen ungeachtet arbeite ich an mir, versuche mein Dilettantentum von Jahr zu Jahr, von Frühling zu Frühling zu verringern. Meine erste «Blume» war ein Maggi-Kraut. Das ist so ein grüner Büschel, der sich selbst bei übelster Dürre zu verenden weigert, um jedes Frühjahr ungefragt und ungedüngt von neuem zu spriessen. Es folgten im Lauf der Jahre diverse Pret-à-pousser-Pflanzen aus der Migros: ein Lavendel (derzeit leider im Endstadium), ein paar kleine Koniferen (auch kein Ruhmesblatt), dann eine unzerstörbare, laut Beipackzettel nach Zitrone riechende Duftgeranie (gut gegen Moskitos, übel als Beigeschmack

beim Grillen), dann ein Lorbeer (im vorigen Winter erfroren), worauf ich mich letztes Jahr an die eigenhändige Aussaat von Kapuzinerlisamen wagte und diese auch unfallfrei zu ganz ordentlichen Zierden unserer kleinstbürgerlichen Dachzinne heranzog.

Von ganz anderem gärtnerischen Kaliber ist da mein Freund Paul. Er wurde von seinen Eltern, kaum konnte er gehen, fortlaufend über Blumenwiesen und in botanische Gärten geschleppt. Jedes Grün, jedes duftende Rot oder blühende Blau am Wegesrand wurde von Pauls Familie im Chor mit Namen und abwechselnd auf Deutsch und lateinisch begrüsst. Paul wurde also seit Kindesbeinen hortikulturell sozialisiert, entsprechend lebt er heute in einer ganz anderen Welt als ich.

Gehen wir gemeinsam spazieren, sieht Pauls Auge allenthalben Leberblümchen blühen, Orchideen oder gar Adonisröschen stehen, mir hingegen fallen in freier Natur vor allem weggeworfene Tempo-Taschentücher und rostende Red-Bull-Büchsen auf. Als Kulturpessimist wähle ich bei Volksabstimmungen zwar konsequent grün, betrachte den privaten Gartenbau aber, wenn ich ehrlich bin, angesichts der globalen Umweltzerstörung als lokalen Eskapismus. Paul hingegen stimmt bürgerlich-liberal, hält unsere Welt für die beste aller Erden und bebaut diese mit jener sturen Heiterkeit, die sich im Schlussatz von Voltaires *Candide* spiegelt: «Moi, je vais cultiver mon jardin.» Kein Tag vergeht, ohne dass Paul seinen prachtvollen Garten um eine spektakuläre Magnolie oder einen besonders seltenen Mieswurz ergänzt. Zum letzten runden Geburtstag bekam er von seiner Frau einen zweieinhalbtonnigen Kalkfelsen geschenkt, auf dem inzwischen die schönsten Saxifragen wuchern. Man frage mich nicht, was Saxifragen sind.

So haben wir in gärtnerischen Dingen nur eine einzige Gemeinsamkeit: Wir lieben beide Gartencenter. Paul, weil er als grüner Gourmet in einem Migros-Florissimo naturgemäss nie satt werden könnte, ich, weil mich das Gartencenter als soziopsychologische Spielwiese interessiert. Ich kann, während Paul eine Einkaufswagenladung nach der anderen zu seinem Auto karrt, stundenlang mit einem Bio-Basilikum im Einkaufskorb durch die unendlichen Fluchten der Geranienregale und Zitronenbaumhaine schlendern und dabei all den andern Paul-artigen Kunden bei ihrem masslosen Tun zuschauen.

Pauls Lieblingsgartencenter ist auch das meinige, nämlich der Meier. Dieser Familienbetrieb an der Florastrasse 12 im Örtchen Tann bei Rüti bei Rapperswil bei Zürich war bei seiner Gründung 1894 eine Samenhandlung. Heute erstrecken sich Gärtnerei und Gartencenter Meier über einen halben Hügelzug, und nach den Eisheiligen geht es hier an schönen Frühlingstagen zu wie beim Rockfestival Out in the Green: Die Gegend ist mit Autos zugeparkt, allenthalben irren Menschen herum und suchen, mit fanatischem Grinsen im Gesicht, an dieser Stätte des käuflichen Gartenglücks ihr sommerfrisches Heil, das gleichzeitig, bitte schön, winterhart sein soll.

Dem Prinzip nach gleicht der landläufige Gartencenter-Freund dem ordinären Ikea-Kunden. Der eine wie der andere fährt einmal die Woche in sein Lieblings-Shoppingcenter, um dort zwei oder drei ganz bestimmte Anschaffungen zu tätigen — und dann Mal für Mal mit dem x-fachen Quantum nach Hause zu tuckern, was ihn, wie jeden Süchtigen, zugleich beendend und beglückt. Das logische Resultat: Während die Wohnungen von Ikea-Aficionados wie Möbellager ausschauen, sind die Balkone und Gärten der Gartencenter-Fanatiker derart systematisch zugepflanzt, dass früher oder später der letzte Liegestuhl samt Weber-Kugelgrill den immer neuen Terracottatöpfen, den immer elaborierteren Tomatenspalieren weichen muss.

Im Garten meines Freundes Paul gab es einst ein ordentliches Rasenquadrat, auf dem sein Söhnchen für eine grosse Fussballerkarriere übte. Heute ist das ehemalige Spielfeld auf die Grösse eines Picknick-Tischtuchs geschrumpft, und das bisschen Restgrün ist von einem derart teuren und überhaupt nicht ballresistenten Pflanzenarsenal umzingelt, dass Paul seinen Sohn inzwischen vorsichtshalber aus dem Garten in den Wald abschob, beziehungsweise vom Fussballclub in die Pfadi.

Vor solcher Unbill schützt mich die natürliche Begrenztheit unserer Wohnverhältnisse. Gut, ich habe kürzlich von der Schreinerei-Glaserei Hiestand den nördlichen Teil der Dachzinne, wo wir bisher die Wäsche aufhängten, in einen Wintergarten umbauen lassen.

Aber bloss, weil ich in letzter Zeit häufiger an Meiers Zitruspflanzen und Olivenbäume denke, bin ich noch lange kein Gartenfreund.